

China vs. USA: Der aufziehende Sturm

Von John J. Mearsheimer

Nach der Diskussion über Chinas „Soft Power“ in der letzten Ausgabe (vgl. dort die Beiträge von Gunnar Henrich und Falk Hartig) richten wir den Blick nun auf die „Hard Power“, und zwar insbesondere auf mögliche Veränderungen des militärischen Kräfteverhältnisses in Folge des chinesischen „Wirtschaftswunders“. Dazu veröffentlichen wir einen Beitrag aus der Feder von John J. Mearsheimer, Professor an der University of Chicago und Anhänger der realistischen Schule in der Außenpolitik, der sich seit langem mit geostrategischen Fragen befasst und immer wieder wichtige Debatten angestoßen hat (vgl. dazu: Serientäter Saddam? Die Beweise der Kriegsbefürworter stechen nicht, in: „Blätter“, 3/2003, S. 296-306). Beim vorliegenden Text handelt es sich um die „Michael Hintze Lecture in International Security“, die der Verfasser am 4. August 2010 an der University of Sydney gehalten hat. – D. Red.

Die Vereinigten Staaten sind seit Jahrzehnten der mächtigste Staat des Planeten. In der asiatisch-pazifischen Region haben sie seit den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges beträchtliche Streitkräfte stationiert. Auch für Australien und die umliegenden Gebiete hat die Präsenz Amerikas in seiner unmittelbaren Nachbarschaft bedeutsame Folgen gehabt. Zumindest sieht die australische Regierung dies so, folgt man ihrem Verteidigungsweißbuch von 2009: „Australien war viele Jahrzehnte hindurch ein sehr sicheres Land“, heißt es da, und dies „größtenteils deshalb, weil die gesamte asiatisch-pazifische Region sich vor dem Hintergrund des strategischen Primats der USA einer historisch beispiellosen Ära des Friedens und der Stabilität erfreuen konnte.“ Die Vereinigten Staaten haben in diesem Teil der Welt, anders gesagt, befriedend gewirkt.

Doch gleich im nächsten Satz des Weißbuches heißt es dann: „Diese Ordnung wandelt sich, weil wirtschaftliche Veränderungen allmählich zu Veränderungen in der Verteilung strategischer Macht führen.“ Gemeint ist hier natürlich, dass der Aufstieg Chinas erhebliche Auswirkungen auf das globale Machtgleichgewicht hat. Vor allem schrumpft die Machtlücke zwischen China und den Vereinigten Staaten, und einen „strategischen Primat“ der USA wird es in dieser Region künftig wahrscheinlich nicht mehr geben. Das heißt nicht, dass die Vereinigten Staaten verschwinden werden, nein, in Wirklichkeit dürfte ihre Präsenz dort in Reaktion auf Chinas Aufstieg noch zunehmen. Aber die Vereinigten Staaten werden, anders als es seit 1945 der Fall war, nicht länger die mit Abstand gewichtigste Macht in der asiatisch-pazifischen Region bleiben.

Die wichtigste Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, lautet, ob der Aufstieg Chinas friedlich verlaufen kann. Das zitierte Verteidigungsweißbuch – dessen Aufgabe darin besteht, Australiens strategische Situation bis hin zum Jahre 2030 abzuschätzen – lässt keinen Zweifel daran, dass man sich in der australischen Politik Sorgen über den Wandel der Kräfteverhältnisse in der asiatisch-pazifischen Region macht. Nehmen wir etwa folgende Feststellungen aus besagtem Dokument: „Während andere Mächte aufsteigen und der Primat der Vereinigten Staaten zunehmend auf die Probe gestellt wird, werden die Kräfteverhältnisse sich unausweichlich wandeln. Und wenn dies eintritt, werden Fehlkalkulationen möglich. Es besteht die marginale, aber dennoch besorgniserregende Möglichkeit wachsender Konfrontation zwischen einigen dieser Mächte.“

An anderer Stelle lesen wir in dem australischen Weißbuch, dass „Risiken, die aus einer eskalierenden strategischen Konkurrenz erwachsen, auf schwer vorhersehbare Weise zutage treten könnten und einen Faktor darstellen, den unsere Verteidigungsplanung berücksichtigen muss.“ Die australische Regierung scheint, kurz gesagt, zu spüren, dass die Verschiebung der Machtbalance zwischen China und den Vereinigten Staaten dem Frieden in ihrem Umfeld wahrscheinlich nicht gut tun wird.

Wachsende Krisengefahr in der asiatisch-pazifischen Region

Ich werde im Folgenden die These ausführen, dass die Australier über Chinas Aufstieg besorgt sein sollten, weil dieser zu einer scharfen militärischen Konkurrenz zwischen China und den Vereinigten Staaten führen dürfte, der ein beträchtliches Kriegsrisiko innewohnt. Zudem werden die meisten Nachbarn Chinas, unter ihnen Indien, Japan, Singapur, Südkorea, Russland, Vietnam und eben auch Australien, sich mit den Vereinigten Staaten zusammenschließen, um Chinas Macht einzudämmen. Unverblümt gesagt: Chinas Aufstieg kann nicht friedlich erfolgen.

Allerdings besagt – worauf ich großen Wert lege – meine These nicht, dass bevorstehende militärpolitische Krätemessen allein durch das chinesische Verhalten angetrieben werden. Die Vereinigten Staaten werden sich wahrscheinlich ebenfalls aggressiv verhalten und dadurch die Krisengefahr in der asiatisch-pazifischen Region weiter steigern. Gewiss wird meine Lageeinschätzung nicht auf allgemeine Zustimmung stoßen. Viele meinen, Chinas Aufstieg könne sich durchaus friedlich vollziehen, und es sei keineswegs unausweichlich, dass die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und einem mächtigen China konfrontative Formen annehmen. Wer diese Auffassung vertritt, geht natürlich von der Annahme aus, dass China friedliche Absichten verfolgt und dass dies dazu beitragen kann, die Region stabil zu erhalten, auch wenn von einer dramatischen Verschiebung des zugrunde liegenden Kräftegleichgewichts auszugehen ist.

Drei Schlüsselargumente, die oft zur Stützung dieser optimistischen Prognose vorgebracht werden, möchte ich hier näher betrachten.

Da gibt es erstens das Argument, China könne alle durch seinen Aufstieg ausgelösten Befürchtungen dadurch entkräften, dass es seinen Nachbarn und den Vereinigten Staaten den friedlichen Charakter seiner Absichten verdeutlicht und klarstellt, dass es die Machtbalance nicht gewaltsam verändern will. Diese Ansicht findet sich etwa in dem bereits mehrfach zitierten Verteidigungsweißbuch, wenn es da heißt: „Tempo, Ausmaß und Struktur der Modernisierung der chinesischen Militärmacht sind geeignet, unter den Nachbarn begründete Besorgnis zu erregen, sofern Peking sein Vorgehen nicht sorgfältig erläutert und es versäumt, auf andere zuzugehen, um hinsichtlich seiner militärischen Pläne Vertrauen zu schaffen.“ Im Kern haben wir es hier mit der Annahme zu tun, Peking sei in der Lage, Australien und andere Staaten von der Vertrauenswürdigkeit seiner gegenwärtigen und künftigen Absichten nachhaltig zu überzeugen.

Unglücklicherweise können Staaten untereinander jedoch niemals Gewissheit über die Absichten der anderen Seite(n) haben. Sie können nicht mit Sicherheit wissen, ob sie es mit einem revisionistischen Staat oder mit einer Status-quo-Macht zu tun haben. So gibt es beispielsweise unter den Experten immer noch keinen Konsens in der Frage, ob die Sowjetunion während des Kalten Krieges auf die Vorherrschaft über ganz Eurasien aus war. Ebenso wenig herrscht Einvernehmen darüber, ob das kaiserliche Deutschland eine hochgradig aggressive Macht war, der die Hauptverantwortung dafür anzulasten ist, dass es zum Ersten Weltkrieg kam. Das Problem wurzelt darin, dass Absichten, anders als Militärpotentiale, die wir sehen und quantifizieren können, keiner empirischen Verifikation zugänglich sind. Die Absichten stecken in den Köpfen der Entscheidungsträger und sind entsprechend schwer auszumachen. Man mag einwenden, dass die chinesischen Führer sich ja äußern und ihre Absichten erläutern können. Aber Worte kosten nicht viel, und man weiß, dass so manche Regierende ausländische Zuhörer nachweislich belogen haben. Es ist deshalb schwer festzustellen, welche Absichten die heutigen Führer Chinas verfolgen. Was nicht heißen soll, es müssten zwangsläufig revisionistische Absichten sein.

Doch selbst wenn man die heutigen Intentionen Chinas eindeutig bestimmen könnte, gibt es doch keinerlei Möglichkeit, im Voraus zu wissen, wie diese in Zukunft beschaffen sein werden. Es ist schließlich unmöglich vorherzusagen, wer in fünf oder zehn Jahren die Außenpolitik gleich welchen Landes bestimmen wird, und erst recht nicht, ob sie aggressive Ziele verfolgen wird. Man kann nicht genug betonen, dass wir von keinerlei Gewissheiten ausgehen können, wenn wir die künftigen Absichten irgendeines Landes, China eingeschlossen, vorauszusagen versuchen.

Vorgeschobene Verteidigung zur See

Ein zweiter Argumentationsstrang besagt, dass China, wenn es gutartig ist, eine Konfrontation vermeiden kann, indem es eher defensive als offensive Militärpotentiale aufbaut. Peking könne also, anders gesagt, signalisieren,

dass es eine Status-quo-Macht sei, indem es sich aus freien Stücken versagt, das Kräftegleichgewicht gegebenenfalls auch durch den Einsatz militärischer Macht zu verändern. Schließlich könne es sich bei einem Land, dem offensive Potentiale fast gänzlich abgehen, kaum um eine revisionistische Macht handeln, da es schlichtweg nicht über die Mittel verfüge, aggressiv zu handeln. Es kann nicht überraschen, dass Chinas Führer oft behaupten, ihre Streitkräfte seien ausschließlich zu Verteidigungszwecken bestimmt. So berichtete etwa die „New York Times“ kürzlich in einem wichtigen Beitrag über Chinas Marine, deren Führung bestehe darauf, dass es sich dabei um ein „reines Selbstverteidigungsinstrument“ handle.

Problematisch ist eine solche Sichtweise unter anderem deshalb, weil offensive und defensive Militärpotentiale sich nur schwer unterscheiden lassen. Bei der Abrüstungskonferenz von 1932 versuchten die Unterhändler, solche Unterscheidungen zu treffen. Doch bei dem Versuch, bestimmte Waffen wie Panzer oder Flugzeugträger als ihrem Wesen nach offensiv oder defensiv einzustufen, verhedderten sie sich heillos. Das Grundproblem liegt darin, dass die Machtmittel, die die Staaten sich zu reinen Selbstverteidigungszwecken zulegen mögen, oft beachtliche Offensivpotentiale aufweisen.

Schauen wir uns an, was China heute macht. Es baut Streitkräfte auf, die über erhebliche Fähigkeiten der Machtprojektion verfügen. Und Chinas Streitkräftemodernisierung wird, wie das australische Verteidigungsweißbuch uns erklärt, „zunehmend durch die Entwicklung von Mitteln der Machtprojektion gekennzeichnet sein.“ So bauen die Chinesen beispielsweise Seestreitkräfte auf, die zur Machtprojektion in Richtung der sogenannten zweiten Inselkette im Westpazifik taugen. Sie sagen auch, dass sie eine „Hochseemarine“ planen, die im Arabischen Meer und im Indischen Ozean operieren soll. Aus verständlichen Gründen wollen die Chinesen befähigt sein, ihre Seewege zu schützen, und nicht davon abhängig sein, dass die US-Marine diese Aufgabe übernimmt. Obwohl sie derzeit noch nicht über entsprechende Potentiale verfügen, „legen die Verantwortlichen der chinesischen Marine“, wie Robert Kaplan in einem kürzlich erschienenen Artikel der „Foreign Affairs“ (3/2010) ausführt, „die aggressive Philosophie Alfred Thayer Mahans an den Tag, jenes US-Seestrategen, der an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert für die maritime Überlegenheit und das Konzept der Entscheidungsschlacht [zur See, d. Übs.] plädierte.“

Natürlich halten die meisten der chinesischen Führer ihre Marine für defensiv ausgerichtet, obwohl diese über bedeutende Offensivpotentiale verfügt, die künftig noch erheblich zunehmen werden. Sie bezeichnen ihre Seestrategie ausdrücklich als „vorgeschobene Verteidigung zur See“. Kaplans Einschätzungen deuten allerdings darauf hin, dass keiner der Nachbarn Chinas, wenn dessen Seestreitkräfte quantitativ und qualitativ ausgebaut werden, sie als defensiv betrachten wird, auch Australien nicht. Sie werden die chinesische Marine im Gegenteil als ein beachtliches Offensivpotential einstufen. Alle, die Chinas zukünftige Absichten dadurch herauszufinden versuchen, dass sie die militärischen Anstrengungen des Landes beobachten, neigen daher zu der Schlussfolgerung, China habe aggressive Pläne.

Es gibt aber auch solche, die auf Chinas Verhalten gegenüber seinen Nachbarn verweisen, dass in letzter Zeit kaum als aggressiv bezeichnet werden kann. Dies halten sie für einen verlässlichen Indikator dafür, wie das Land sich in den kommenden Jahrzehnten verhalten wird. Problematisch ist an diesem Argument vor allem, dass das Verhalten in der Vergangenheit für gewöhnlich nicht als verlässlicher Indikator künftigen Verhaltens gelten kann, weil die politischen Führer kommen und gehen, wobei manche kriegerischer gestimmt sind als andere. Hinzu kommt, dass die Verhältnisse sich sowohl im Inland wie im Ausland auf eine Weise wandeln können, die den Rückgriff auf militärische Gewaltanwendung mehr oder weniger attraktiv erscheinen lassen mag.

Gerade der Fall China ist in dieser Hinsicht aufschlussreich. Gegenwärtig verfügt Peking nicht über furchteinflößende Militärmacht, und es ist gewiss nicht in der Lage, eine militärische Auseinandersetzung mit den Vereinigten Staaten anzuzetteln. Das soll nicht heißen, China sei ein Papiertiger, aber es besitzt derzeit nicht das Potential, in dieser Region große Schwierigkeiten zu machen. Man muss jedoch davon ausgehen, dass die Lage sich mit der Zeit erheblich verändern wird und dass China dann über ein beträchtliches Offensivpotential verfügen dürfte. Erst dann wird sich zeigen, wie Peking zum Status quo steht. Heute jedoch lässt sich über Chinas künftiges Verhalten wenig sagen, weil seine militärischen Möglichkeiten, aggressiv aufzutreten, noch begrenzt sind.

All dies besagt, dass es so gut wie unmöglich ist vorauszusagen, welche Absichten China in der ferneren Zukunft verfolgen wird, und ebenso, dass das künftige Verhalten des Landes sich nicht aus seiner bisherigen Außenpolitik ableiten lässt. Festzustehen scheint allerdings, dass China schlussendlich über beträchtliches Offensivpotential verfügen wird.

Der chinesische Blick auf die US-Außenpolitik

Bisher habe ich mich damit befasst, welches Bild sich wohl Amerikaner oder Australier von Chinas künftigen Verhalten machen. Um wirklich zu begreifen, wie Chinas Aufstieg sich auf die Stabilität der asiatisch-pazifischen Region auswirken könnte, müssen wir jedoch auch in Betracht ziehen, wie die chinesische Führung sich Amerikas künftiges Verhalten vorstellen mag, wenn sie Ziele, Fähigkeiten und derzeitiges Verhalten der US-Führung ins Auge fasst.

Es liegt auf der Hand, dass Chinas Führung nicht wissen kann, wer in einigen Jahren die amerikanische Außenpolitik bestimmen wird, und schon gar nicht, welche Ziele künftige US-Regierungen China gegenüber verfolgen werden. Sie wissen jedoch sehr gut, dass seit dem Ende des Kalten Krieges jeder US-Präsident, Barack Obama eingeschlossen, ausdrücklich erklärt hat, er sehe sich in der Pflicht, Amerikas Vorrangstellung aufrechtzuerhalten. Das bedeutet aber auch, dass Washington erhebliche Anstrengungen unternehmen wird, um zu verhindern, dass China zu mächtig wird.

Und was die militärischen Fähigkeiten der Vereinigten Staaten angeht, so geben diese mehr Geld für militärische Zwecke aus als alle anderen Länder

der Welt zusammengenommen. Darüber hinaus besitzt das US-Militär, weil es darauf zugeschnitten ist, überall rund um den Globus kämpfen zu können, Mittel der Machtprojektion im Überfluss. Ein großer Teil dieser Potentiale ist entweder bereits in der asiatisch-pazifischen Region stationiert oder kann erforderlichenfalls sehr schnell dorthin verlegt werden. China kann also unmöglich übersehen, dass die Vereinigten Staaten über erhebliche militärische Mittel in seiner Nachbarschaft verfügen, die großenteils auf offensive Aufgaben zugeschnitten sind. Wenn Washington Flugzeugträger in die Taiwanstraße schickt – wie 1996 geschehen – oder U-Boote in den Westpazifik verlegt, betrachtet China diese Marinekräfte sicherlich als ihrem Wesen nach offensiv und nicht etwa defensiv.

Damit soll nicht bestritten werden, dass die meisten Amerikaner – genau wie die meisten Chinesen – die Militärmacht ihres Landes als Verteidigungsinstrument betrachten. Doch wer in eine Gewehrmündung blickt, wird dies wohl nicht so sehen. Folglich dürfte in China jeder, der sich über Amerikas Absichten klar zu werden versucht, indem er dessen Militärpotential abschätzt, die USA für eine revisionistische und durchaus nicht für eine Status-quo-Macht halten.

Hinzu kommt die Frage, wie Amerika sich in letzter Zeit verhalten hat und was daraus im Hinblick auf künftige US-Aktionen zu schließen sein könnte. Wie ich bereits sagte, liefert das Verhalten in der Vergangenheit gewöhnlich keinen verlässlichen Indikator für künftiges Verhalten, weil die Verhältnisse sich wandeln und neue Führer gelegentlich andere außenpolitische Vorstellungen entwickeln als ihre Vorgänger. Doch wenn die chinesische Führung die US-Außenpolitik der jüngsten Zeit als Anhalt dafür nimmt abzuschätzen, wie die Vereinigten Staaten sich wohl in Zukunft verhalten könnten, muss sie so gut wie sicher zu dem Schluss kommen, dass sie es mit einem kriegerischen und gefährlichen Land zu tun hat. Schließlich hat Amerika in den 21 Jahren, seit der Kalte Krieg endete, 14 Jahre hindurch heiße Kriege geführt, also in zwei von drei Jahren. Man bedenke auch, dass die Obama-Regierung offenbar erwägt, einen neuen Krieg zu führen, nämlich gegen den Iran.

Nun ließe sich einwenden, das stimme zwar alles, doch hätten die Vereinigten Staaten keinen Angriff auf China angedroht. Dies Argument krankt allerdings daran, dass führende US-Politiker aus der Demokratischen wie aus der Republikanischen Partei klar gesagt haben, dass sie die Vereinigten Staaten – wie Madeleine Albright es einmal formulierte – für die *indispensable nation*, für die unentbehrliche Weltführungsmacht halten, die deshalb nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht habe, als Weltpolizist aufzutreten. Den meisten Chinesen ist zudem sehr wohl bewusst, wie die USA seinerzeit die Schwäche ihres Landes ausgenutzt haben, als sie China zu Beginn des 20. Jahrhunderts die berüchtigte „Politik der offenen Tür“ aufzuzwingen halfen. Die Verantwortlichen in Peking erinnern sich des Weiteren, dass die Vereinigten Staaten und China von 1950 bis 1953 in Korea einen blutigen Krieg miteinander ausfochten. Es verwundert nicht, wenn der „Economist“ kürzlich vermeldete, „ein pensionierter chinesischer Admiral“ habe „die US-Marine mit einem einschlägig Vorbestraften verglichen, der sich unmittelbar vor der

Haustür einer Familie heruntreibt.“ Es scheint so, als sollten wir im amerikanischen Fall dankbar sein, dass Staaten, wenn sie die künftigen Absichten eines potentiellen Rivalen abzuschätzen versuchen, dessen Vergangenheit normalerweise keine allzu große Beachtung schenken.

Überlebenssicherung durch Hegemonialstrategie

Aus alledem geht hervor, dass die Sicherheitskonstellation in der asiatisch-pazifischen Region sich künftig vor allem um China und die Vereinigten Staaten drehen wird, und diese zwei Großmächte werden – beide – über Streitkräfte und Rüstungen mit erheblichem Offensivpotential verfügen, während man nicht wissen kann, was sie damit vorhaben.

Ein weiterer Faktor ist im Hinblick auf das künftige chinesisch-amerikanische Verhältnis von großem Gewicht. Es gibt keine zentrale Instanz, an die Staaten sich wenden können, wenn ein gefährlicher Aggressor sie bedroht. Das internationale System kennt keinen Nachtwächter, und das heißt, dass Staaten zur Überlebenssicherung hauptsächlich auf sich selbst verwiesen sind. Die Schlüsselfrage, die jeder Staatenlenker sich stellen muss, lautet daher: Wie kann ich meinem Land ein Höchstmaß an Sicherheit bieten, wenn wir in einer Welt leben, in der ein anderer Staat möglicherweise über starke militärische Offensivpotentiale verfügt und gleichzeitig offensive Absichten verfolgt – und wenn es kein übergeordnetes Gremium gibt, bei dem ich Hilfe suchen könnte, falls dieser andere Staat mein Land tatsächlich bedroht? Diese Frage wird die Verantwortlichen in Amerika, genauso wie in China in den kommenden Jahren, wie auch früher schon, mehr als jede andere bewegen.

Ich glaube, dass es auf diese Frage eine bündige Antwort gibt und dass alle Großmächte sie kennen und entsprechend handeln. Jeder Staat kann sein Überleben am besten sichern, wenn er viel stärker als alle anderen Teilnehmer des Staatensystems ist, denn die schwächeren Staaten werden ihn aus Furcht, vernichtend geschlagen zu werden, schwerlich angreifen. So würde etwa in der westlichen Hemisphäre kein Land es wagen, die Vereinigten Staaten anzugreifen, weil sie so viel mächtiger sind als all ihre Nachbarn.

Präziser ausgedrückt ist es für jede Großmacht der Idealfall, wenn sie die Hegemonialstellung im System einnimmt, weil ihr Überleben in diesem Fall so gut wie garantiert ist. Als Hegemon kann ein Land gelten, das derart mächtig ist, dass es alle anderen Staaten dominiert. Kein anderer Staat verfügt, mit anderen Worten, über die militärischen Mittel, ernstlich gegen ihn anzutreten. Seinem Wesen nach ist ein Hegemon die einzige Großmacht im jeweiligen Staatensystem.

Wenn heutzutage von Hegemonie gesprochen wird, bezieht man sich in der Regel auf die Vereinigten Staaten, die als Welthegeemon dargestellt werden. Ich schätze diese Terminologie allerdings wenig, weil es so gut wie unmöglich ist – auch für die Vereinigten Staaten –, dass irgendein Staat die globale Hegemonie erlangt. Das Haupthindernis, das einer globalen Vorherrschaft entgegensteht, besteht in der Schwierigkeit einer Machtprojektion über große Ent-

fernungen hinweg, vor allem über enorme Wasserflächen wie Atlantik oder Pazifik.

Das Beste, was eine Großmacht zu erreichen hoffen kann, ist die Regionalhegemonie und darüber hinaus womöglich die Kontrolle einer weiteren, benachbarten und zu Lande leicht erreichbaren Region. Die Vereinigten Staaten, welche die westliche Hemisphäre dominieren, sind der einzige Regionalhegemon, den die neuere Geschichte kennt. Fünf andere Großmächte haben versucht, die Vorherrschaft in ihrer Region zu erlangen – das napoleonische Frankreich, das deutsche und das japanische Kaiserreich, Nazideutschland und die Sowjetunion –, doch keine von ihnen konnte die Vorherrschaft tatsächlich erringen.

Der Aufstieg der USA zum Regionalhegemon

Man muss betonen, dass die Vereinigten Staaten ihre Hegemonialstellung in der westlichen Hemisphäre nicht etwa dem Zufall verdanken. Als sie 1783 ihre Unabhängigkeit erlangten, waren sie ein schwaches Land, das aus 13 Staaten entlang der atlantischen Küstenlinie bestand. Die folgenden 115 Jahre hindurch haben Amerikas Politiker und Strategen unermüdlich nach der Vorherrschaft in ihrer Region gestrebt. Im Namen einer gemeinhin als „Manifest Destiny“ – als schicksalhafte Berufung – beschworenen Strategie dehnten sie die Grenzen des Landes vom Atlantik bis hin zum Pazifik aus. Tatsächlich agierten die Vereinigten Staaten als eine expansionistische Macht erster Ordnung. Henry Cabot Lodge traf in Schwarz, als er von den USA sagte, sie hätten „eine Geschichte der Eroberung, Kolonisierung und territorialen Expansion wie kein anderes Volk im 19. Jahrhundert“. Oder auch im 20. Jahrhundert, könnte ich hinzufügen.

Den Verantwortlichen in der amerikanischen Politik des 19. Jahrhunderts ging es jedoch nicht allein darum, die Vereinigten Staaten zu einer starken Territorialmacht zu entwickeln. Sie waren gleichermaßen entschlossen, Europas Großmächte aus der westlichen Hemisphäre zu verdrängen und ihnen unmissverständlich klar zu machen, dass sie hier fortan unerwünscht seien. Man kennt diese – bis heute gültige – Einstellung als „Monroe-Doktrin“. 1898 war es soweit: Nach dem Zusammenbruch der letzten europäischen Machtposition auf dem amerikanischen Doppelkontinent [nämlich der spanischen auf Kuba – d. Übers.] standen die Vereinigten Staaten endlich als die uneingeschränkte Vormacht der Region da.

Staaten, die nach regionaler Vorherrschaft streben, verbinden damit in der Regel ein weiteres Ziel: Sie versuchen nämlich zu verhindern, dass Großmächten in anderen Teilen der Welt das Gleiche gelingt. Ein Regionalhegemon wünscht, mit anderen Worten, keine ebenbürtigen Wettbewerber. So haben beispielsweise die Vereinigten Staaten eine Schlüsselrolle dabei gespielt, das japanische und das deutsche Kaiserreich, Nazideutschland und die Sowjetunion an der Erlangung einer regionalen Vorherrschaft zu hindern. Regionalhegemone versuchen Mächte, die in anderen Regionen eine Hege-

monialstellung erstreben, in Schach zu halten, weil sie fürchten, eine rivalisierende Großmacht, die ihre eigene Region dominiert, werde sich als besonders gefährlicher Feind erweisen. Da sie im Grunde die Hände frei habe, überall in der Welt aktiv zu werden, könnte sie im eigenen Hinterhof Ärger machen. Regionalhegemone sehen es lieber, dass in anderen Regionen mindestens zwei Großmächte existieren, deren benachbarte Lage sie zwingt, ihre Aufmerksamkeit eher aufeinander zu konzentrieren als auf den Hegemon in der Ferne. Zudem könnten, falls ein möglicher Hegemon unter ihnen auftaucht, die anderen Großmächte der betreffenden Region in der Lage sein, ihn aus eigener Kraft zu bändigen, so dass der weit entfernte Hegemon in der sicheren Zuschauerrolle verharren kann.

Unterm Strich heißt das, dass die Vereinigten Staaten mehr als 100 Jahre lang hart dafür gearbeitet haben, die Vorherrschaft in der Region zu erlangen, und nach Erreichen dieses Ziels sicherstellten, dass weder in Asien noch in Europa eine andere Großmacht die gleiche Vormachtstellung erlangt, die sie selbst in der westlichen Hemisphäre einnehmen.

Folgt China dem amerikanischen Weg des Aufstiegs?

Was lehrt uns das historische Beispiel Amerikas im Hinblick auf den Aufstieg Chinas? Vor allem: Wie wird China, dessen Macht zunimmt, sich wohl künftig verhalten? Was können wir realistischerweise erwarten? Und wie werden die Nachbarn der Vereinigten Staaten und Chinas auf eine starke Position des letzteren reagieren?

Ich denke, China wird ebenso handeln, wie es die Vereinigten Staaten ihre ganze Geschichte hindurch getan haben. Vor allem erwarte ich, dass China versuchen wird, die asiatisch-pazifische Region ziemlich genauso zu beherrschen, wie die Vereinigten Staaten in der westlichen Hemisphäre dominieren. Aus guten strategischen Gründen wird China versuchen, den machtpolitischen Abstand zu potentiell gefährlichen Nachbarn wie Indien, Japan und Russland zu maximieren. Peking wird sichergehen wollen, dass kein anderer Staat in Asien über die erforderlichen Machtmittel verfügt, China zu bedrohen. Es ist unwahrscheinlich, dass China militärische Überlegenheit erstrebt, um auf den Kriegspfad zu gehen und andere Länder der Region anzugreifen, obwohl diese Möglichkeit immer besteht. Wahrscheinlicher ist vielmehr, dass Peking den Nachbarstaaten die Grenzen eines annehmbaren Verhaltens vorschreiben wollen, ganz ähnlich wie die Vereinigten Staaten anderen Ländern auf dem amerikanischen Doppelkontinent klarmachen, wer hier Herr im Hause ist. Ich möchte hinzufügen, dass die Erlangung der Regionalhegemonie wohl auch der einzige Weg ist, auf dem China Taiwan zurückzugewinnen vermag.

Wenn Chinas Macht erheblich zunimmt, steht des Weiteren zu erwarten, dass es versuchen wird, die Vereinigten Staaten aus der asiatisch-pazifischen Region zu verdrängen, ganz wie die Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert die europäischen Großmächte aus der westlichen Hemisphäre vertrieben. Wir

sollten damit rechnen, dass China seine eigene Version der Monroe-Doktrin entwickeln wird, so wie es in den 1930er Jahren auch schon das japanische Kaiserreich tat. Es gibt bereits erste Vorzeichen dafür. Man erinnere sich, dass im März dieses Jahres chinesische Regierungsvertreter zwei hochrangige US-Politiker belehrten, amerikanische Aktivitäten im Südchinesischen Meer seien nicht länger erlaubt. Peking betrachtet dieses Gewässer nämlich, genau wie Taiwan und Tibet, als eine Zone chinesischer „Kerninteressen“. Über das Gelbe Meer scheint China genauso zu denken. Als die US-Navy und die südkoreanische Marine auf die angebliche Versenkung eines südkoreanischen Kriegsschiffs durch Nordkorea mit einem gemeinsamen Seemanöver reagierten, sollten diese Übungen ursprünglich im Gelben Meer stattfinden, das vor der chinesischen Küste liegt. Energische Proteste aus Peking zwangen die Obama-Administration dann jedoch, sie weiter östlich im Japanischen Meer abzuhalten.

Diese ambitionierten Zielsetzungen haben für China durchaus ihren guten strategischen Sinn. Warum sollte China seine Nachbarn Japan und Russland nicht am liebsten schwach sehen, genau wie die Vereinigten Staaten es bevorzugen, an ihren Grenzen ein militärisch schwaches Mexiko und ein ebenso schwaches Kanada zu sehen? Welcher Staat sollte denn, so seine Lenker bei Sinnen sind, in seiner Region weitere mächtige Staaten haben wollen? Alle Chinesen erinnern sich gewiss daran, wie es im letzten Jahrhundert zugeing, als Japan stark war und China schwach. Und davon abgesehen: Warum sollte ein starkes China es hinnehmen, dass in seinem Hinterhof US-Streitkräfte operieren? Amerikanische Politiker und Strategen geraten doch jedes Mal außer sich, wenn fremde Großmächte Streitkräfte in die westliche Hemisphäre schicken. Solche Mächte werden unterschiedslos als potentielle Bedrohung der amerikanischen Sicherheit betrachtet. China muss man wohl dieselbe Logik zubilligen. Warum sollte das Land sich sicher fühlen, solange US-Streitkräfte vor seiner Haustür stehen? Wäre – folgt man der Logik der Monroe-Doktrin – Chinas Sicherheitsansprüchen nicht besser gedient, wenn es das amerikanische Militär aus der asiatisch-pazifischen Region verdrängt?

Weshalb sollten wir erwarten, dass China in irgendeiner Weise anders verfährt, als es die Vereinigten Staaten ihre ganze Geschichte hindurch getan haben? Sind die Chinesen prinzipienfester als die Amerikaner? Moralischer? Sind sie weniger nationalistisch als Amerikaner? Weniger auf das eigene Überleben bedacht? Natürlich nichts dergleichen, weshalb China eben wahrscheinlich die Vereinigten Staaten imitieren und versuchen wird, Regionalhegemon zu werden.

Die Sorgen der chinesischen Nachbarn

Und wie dürfte die amerikanische Reaktion aussehen, wenn China versucht, Asien zu dominieren? Die Geschichte der Vereinigten Staaten belegt glasklar, dass diese rivalisierende Führungsmächte nicht dulden. Und wie sie im Verlauf des 20. Jahrhunderts demonstriert haben, sind die USA weiterhin

entschlossen, die einzige regionale Vormacht der Welt zu bleiben. Es steht daher zu erwarten, dass die Vereinigten Staaten sehr weit gehen werden in dem Bemühen, China einzudämmen und es letzten Endes bis zu dem Punkt zu schwächen, an dem es nicht länger in Asien das Kommando zu übernehmen droht. Kurz und gut: Die Vereinigten Staaten werden mit China wahrscheinlich nicht wesentlich anders umgehen als sie während des Kalten Krieges mit der damaligen Sowjetunion umgegangen sind.

Zudem fürchten Chinas Nachbarn in der asiatisch-pazifischen Region dessen Aufstieg mit Sicherheit genauso, weshalb auch sie alles in ihrer Macht Stehende tun werden, das Land an der Erringung der Regionalhegemonie zu hindern. Schon jetzt gibt es deutliche Hinweise darauf, dass Länder wie Indien, Japan und Russland sich – ebenso wie kleinere Mächte wie Singapur, Südkorea oder Vietnam – über den Aufstieg Chinas Sorgen machen und nach Möglichkeiten Ausschau halten, diesen einzudämmen. So haben beispielsweise Indien und Japan im Oktober 2008 eine „Gemeinsame Sicherheitsdeklaration“ unterzeichnet und zwar größtenteils deshalb, weil Chinas wachsende Macht sie beunruhigt. Indien und die Vereinigten Staaten, deren Verhältnis zueinander während des Kalten Krieges – schonend formuliert – gespannt war, sind im Laufe des letzten Jahrzehnts gute Freunde geworden, nicht zuletzt deshalb, weil beide China fürchten. Erst im Juli d.J. hat die Obama-Administration, in der es doch von Leuten wimmelt, die die Welt über die Bedeutung der Menschenrechte belehren, die Wiederaufnahme der amerikanischen Beziehungen mit den Elite-Sondereinheiten des indonesischen Militärs verkündet, ungeachtet der Geschichte letzterer, die mit Menschenrechtsverletzungen geradezu gespickt ist. Hinter diesem Kurswechsel steckt, dass Washington Indonesien angesichts der zunehmenden Macht Pekings an seiner Seite sehen möchte, und dass, wie die „New York Times“ berichtete, Verantwortliche in Djakarta „angedeutet“ hätten, die betreffende Truppe „könnte die Aufnahme von Verbindungen mit dem chinesischen Militär in Betracht ziehen, wenn der über sie verhängte Bann in Kraft bliebe.“

Singapur, an der lebenswichtigen Straße von Malakka gelegen und zunehmend besorgt über das Anwachsen der chinesischen Macht, bemüht sich dringend um weitere Festigung seiner heute schon engen Bindung an die Vereinigten Staaten. Zu diesem Zweck hat das Land Ende der 90er Jahre die Marinebasis Changi errichtet, damit die U.S. Navy im Bedarfsfall von Singapur aus einen Flugzeugträger einsetzen kann. Und Japans kürzliche Entscheidung, den U.S. Marines den weiteren Verbleib auf Okinawa zu gestatten, fiel wohl auch deshalb so aus, weil man sich in Tokio über das immer selbstbewusstere Auftreten Chinas in der Region Sorgen macht und deshalb bemüht ist, den amerikanischen Sicherheitsschirm über dem Inselreich unversehrt zu erhalten. Letzten Endes werden die meisten Nachbarn Chinas sich einer US-geführten Koalition mit dem Zweck, dem chinesischen Aufstieg etwas entgegenzusetzen, anschließen, ähnlich wie Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Italien, Japan und sogar China während des Kalten Krieges ihre Kräfte zur Eindämmung der Sowjetunion mit den amerikanischen bündelten.

China: eine Bedrohung für Australien?

Etwas detaillierter möchte ich auf die Frage eingehen, wie Chinas Aufstieg sich speziell auf Australien auswirken wird. Außer Zweifel steht, dass die Geographie Australien begünstigt. Es ist weit von China entfernt, und zwischen den beiden Ländern erstrecken sich riesige Wasserflächen. Das galt auch schon, als Australien sich dem imperialen Japan gegenüber sah, und trägt zur Erklärung dafür bei, warum Japans Streitkräfte, als sie im Dezember 1941 die ganze asiatisch-pazifische Region unsicher machten, nicht auch in Australien eindringen.

Man könnte versucht sein, aus der geographischen Situation des fünften Kontinents zu schließen, dass Australien von China wenig zu befürchten hat und deshalb in der Zuschauerrolle verbleiben kann, während sich die Koalition bildet, die China eindämmen und seinen Machtzuwachs ausbalancieren möchte. Tatsächlich spricht das australische Weißbuch aus dem Jahre 2009 von der Möglichkeit, dass „eine australische Regierung zu der Ansicht gelangen könnte, zur Sicherung ihres Territoriums und der Bevölkerung biete eine bewaffnete Neutralität die besten Voraussetzungen.“ So wird es allerdings nicht kommen, weil China – sollte sein rascher Aufstieg weitergehen – schlussendlich eine hinreichend große Bedrohung Australiens darstellen wird, die diesem gar keine andere Wahl lässt, als sich der amerikanisch geführten Allianz zur Eindämmung Chinas anzuschließen. Dafür sehe ich vor allem drei Gründe.

Erinnern wir uns – erstens – daran, dass nicht von einer Bedrohung durch die Militärmacht des heutigen China die Rede ist, denn dieses verfügt ja über keine großen Kapazitäten zur Machtprojektion und stellt für die Nachbarländer keine wirkliche Gefahr dar. Wir sprechen darüber, wie man in Australien über ein China denken wird, das zwei weitere Jahrzehnte eindrucksvollen Wirtschaftswachstums hinter sich und seinen überwältigenden Reichtum zum Aufbau eines Militärpotentials mit einer Fülle technisch hochentwickelter Waffensysteme genutzt haben wird. Wir sprechen über chinesische Streitkräfte, die der US-Militärmacht hinsichtlich der Qualität ihrer Ausrüstung nahezu ebenbürtig sind. Mit einer derartigen Streitmacht hätte China seinem amerikanischen Widerpart zudem zwei wichtige Vorteile voraus. Sie dürfte größer, vielleicht sogar erheblich größer als die amerikanische sein, weil die chinesische Bevölkerung Mitte dieses Jahrhunderts mindestens dreimal größer sein wird als diejenige der USA. Zudem werden die Vereinigten Staaten China gegenüber unter einem gravierenden Wettbewerbsnachteil zu leiden haben, weil ihre militärische Machtprojektion 6000 Meilen Ozean überwinden muss, während die chinesischen Streitkräfte im eigenen Hinterhof operieren können. China wird, kurz gesagt, im Jahre 2030 wahrscheinlich über ein wesentlich stärkeres Offensivpotential verfügen als 2010.

Zweitens: Obwohl das japanische Kaiserreich 1942 keine Landungsoperation in Australien unternahm, hat es diese Option doch sehr wohl erwogen und dann verworfen, und zwar nicht nur, weil ein solches Unternehmen schwer auszuführen war, sondern auch deshalb, weil man in Japan über eine

alternative strategische Option für den Umgang mit Australien zu verfügen glaubte. Vor allem dachte man, die beherrschende Position im westlichen Pazifik nutzen zu können, um Australien wirksam abzuriegeln und zu neutralisieren. Auch wenn diese Strategie fehlschlug, sollten wir doch nicht aus den Augen verlieren, dass das japanische Kaiserreich für den fünften Kontinent eine schwere Bedrohung darstellte, weshalb Australien im Zweiten Weltkrieg geradezu begeistert auf Seiten der Vereinigten Staaten mitkämpfte.

Und drittens werden die chinesischen Strategieplaner sich in den kommenden Jahren sehr ernsthaft mit Australien befassen, hauptsächlich des Öls wegen. Chinas Abhängigkeit von Importöl, die schon heute ins Gewicht fällt, wird innerhalb der kommenden Jahrzehnte noch erheblich zunehmen. Ein großer Teil des importierten Öls kommt aus dem Mittleren Osten, und der Transport erfolgt zumeist auf dem Seeweg. So viel man auch von einem Öltransport durch Pipelines und per Eisenbahn via Burma und Pakistan reden hört, entscheidend bleibt die Tatsache, dass der Transport per Schiff eine wesentlich einfachere und billigere Option bietet. Natürlich wissen die Chinesen das, und es ist einer Gründe dafür, dass sie eine Hochseeflotte bauen wollen. Sie möchten ihre Seewege in den Mittleren Osten, hin und zurück, selber schützen können.

Allerdings wirft die Sicherung dieser Seewege für China beträchtliche geographische Probleme auf, mit gewichtigen Konsequenzen auch für Australien. So gibt es hauptsächlich drei Seepassagen, die das Südchinesische Meer mit dem Indischen Ozean verbinden. Andererseits liegen zwischen diesen beiden großen Wasserflächen verschiedene südostasiatische Staaten und trennen sie voneinander. Das heißt, dass China mindestens zu einer der drei Seepassagen jederzeit freien Zugang haben muss, wenn es seine maritimen Transportverbindungen mit dem ölfreuen Mittleren Osten unter Kontrolle halten will.

Chinas Schiffe können die Meerenge von Malakka passieren, deren Anliegerstaaten Indonesien, Malaysia und Singapur sind, oder sich weiter südlich halten und entweder durch die Lombokstraße oder die Sundastraße fahren, die beide quer durch Indonesien verlaufen und unmittelbar nordwestlich von Australien das offene Meer, den Indischen Ozean, erreichen. Im Falle eines Konflikts mit den Vereinigten Staaten werden chinesische Schiffe aber wahrscheinlich die Meerenge von Malakka nicht passieren können, weil das eng mit Washington verbündete Singapur sozusagen rittlings auf dieser Passage sitzt. Chinesische Strategen sprechen deshalb vom „Malakka-Dilemma“. Das stellt für Peking einen starken Anreiz dar sicherzustellen, dass chinesische Schiffe die beiden Hauptdurchlässe, die durch Indonesien verlaufen, passieren können.

Deshalb wird China höchstwahrscheinlich in den Gewässern vor der australischen Nordküste und vielleicht sogar auf indonesischem Territorium erhebliche Militärkräfte bereithalten. Und mit Sicherheit wird China sich über die Machtprojektionskapazitäten Australiens große Sorgen machen und sich bemühen sicherzustellen, dass sie weder dazu taugen, die Lombok- oder die Sundastraße zu blockieren, noch chinesische Schiffe im Indischen Ozean zu bedrohen. Was China zur Neutralisierung der von Australien ausgehenden

Bedrohung seiner Seewege unternehmen wird – und man bedenke, dass wir von einem viel mächtigeren China als dem heutigen sprechen –, wird Canberra seinerseits sicherlich veranlassen, zur Eindämmung Chinas eng mit Washington zusammenzuarbeiten. Dem Schutz, den die Geographie Australien einem expansiven China gegenüber zu bieten vermag, sind schließlich enge Grenzen gesetzt.

Es ist kein erfreuliches Bild, das ich hier von der Entwicklung gemalt habe, die eintreten dürfte, wenn China sein eindrucksvolles Wirtschaftswachstum weiter ausbauen kann. Es ist sogar wahrhaft bedrückend. Ich wünschte, ich könnte die Friedensaussichten der asiatisch-pazifischen Region optimistischer beschreiben. Tatsache ist aber, dass es sich bei der internationalen Politik um ein hässliches und gefährliches Geschäft handelt. Die scharfe militärische Konkurrenz, die sofort einsetzt, sobald in Eurasien ein aussichtsreicher Kandidat auf regionale Hegemonie auftaucht, lässt sich durch noch so viel guten Willen nicht abwenden. Und dass sich am Horizont ein solcher Kandidat abzeichnet, kann kaum bezweifelt werden.

Anzeige

Lunapark²¹

Wetten, dass... Sie 11 Namen aus der Liste derer nicht kennen, die in den bisherigen 11

Ausgaben von Lunapark²¹ geschrieben haben! Ralph Altmann · Sara Andersson · Alix Arnold · Peter Bach · Rainer Balcerowiak · Julian Bartosz · Jörg Becker · Rolf Becker · Daniel Behruzi · Reinhard Bisping · Horst Blume · Jörn Boewe · Susan Boos · Bernd Brouns · Mike Davis · Frank Deppe · Kai Eicker-Wolf · Klaus Engert · Dianna Feeley · Gabriele Feld-Fritz · Rainer Fischbach · Enrico Forchheim · Andre Gunder Frank · Stefan Frank · Roberto Frankenthal · Thomas Fritz · Thomas Fruth · Georg Fülberth · Eduardo Galeano · Sebastian Gerhardt · Gudrun Giese · David Gold · Peter Grohmann · Joachim Guillard · Michael Hahn · Will Hajek · Dorothea Härlin · Patrizia Heldegger · Doug Henwood · Günter Herkel · Rudolf Hickel · Hannes Hofbauer · Simone Holzwarth · Martina Kaller-Dietrich · Gerhard Klas · Bernhard Klnerim · Bernd Köhler · Tomasz Koniecz · Viktor Krasiltschikow · Thomas Kuczynski · Leo Kühberger · Anna Leder · Monika Lege · Sabine Leidig · Dave Lindorff · Torge Lötting · Klaus-Peter Löwen · Mario Lubetkin · Michael Mäde · Andrea Marczyński · Karin Masche · Mohssen Massarrat · David Matral · Thomas Mokkahofo · Gisela Notz · Theodoros Paraskevopoulos · Alexis Passadakis · Ulrich Peter · Lars Petersen · Hermannus Pfeiffer · Lúcio Flávio Pinto · Wolfgang Pomrehn · Gerald Oberansmayr · Benjamin Opratko · Stefan Ozsváth · Lucy Redler · Christian Reiner · Bernd Riexinger · Rainer Rilling · Beat Ringger · Karl Heinz Roth · Werner Rügemer · Werner Sauerborn · Dr. Seltsam · Gerlinde Schermer · Michael Schiffmann · Sarah Schilliger · Catharina Schmalstieg · Béatrice Schmid · Bernhard Schmid · Gerold Schmidt · Ingo Schmidt · Conrad Schuhler · Dietrich Schulze-Marmeling · Thomas Schumacher · Eckart Spoo · Peter Strotmann · Michael Tonfeld · Dirk Treber · Viviana Uriona · Peter Wahl · Immanuel Wallerstein · Carl Waßmuth · Alexandra Weiss · Michael Wendl · Claudia von Werthof · Christa Wichterich · Uwe Witt · Werner Wöfle · Winfried Wolf · Mag Wompele · Therese Wüthrich · Lucas Zeise · Susan Zimmermann

Lernen Sie unsere „lesbare und nachprüfbare Kritik einer Welt, die zum Lunapark derer geworden ist, die haben“ (Rolf Becker in Heft 1) kennen. In der Bahnhofsbuchhandlung oder im Abo.

Jetzt abonnieren: Preise für BRD & Österreich: **Normalabo:** vier Hefte (je 72 Seiten) im Jahr – 22 Euro **AboPLUS:** zusätzlich zwei Schwerpunktheft, sechs Hefte im Jahr – 29 Euro **Abo per Mail:** abo@lunapark21.net **per Post:** Lunapark²¹ · An den Bergen 112 · 14552 Michendorf **Achtung:** Für andere Länder als BRD und Österreich gelten andere Abopreise. Alle Aboarten und Abopreise siehe:

www.lunapark21.net



**Bei Abo:
Geschenk**

Wer jetzt abonniert,
bekommt von uns ein
Exemplar des neuen Buchs
SIEBEN KRISEN – EIN CRASH
von Winfried Wolf geschenkt
(die ersten 50 in der Reihenfolge
des Abo-Eingangs)